

LARS VOLLMER

GEBT EURE STIMME NICHT AB!



WARUM UNSER LAND
UNREGIERBAR GEWORDEN IST

Lars Vollmer

**GEBT EURE
STIMME
NICHT AB!**

Warum unser Land
unregierbar geworden ist

IMPRESSUM

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Copyright: intrinsifyVerlag, Berlin 2019
intrinsify.me GmbH, Schwedter Str. 263, 10119 Berlin
www.intrinsify.de

Autor: Hon.-Prof. Dr.-Ing. Lars Vollmer
www.larsvollmer.com

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung bleiben dem Verlag vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-947886-01-2

Es wird darauf verwiesen, dass alle Angaben in diesem Werk trotz sorgfältiger Bearbeitung ohne Gewähr erfolgen und eine Haftung des Autors oder des Verlages ausgeschlossen ist.

Umschlag / Layout / Satz: Extract Design

Fotos: André Bakker

Druck: Alföldi, Debrecen/Ungarn

Printed in Hungary

INHALT

PROLOG	Lehmanns Meister	5
ERSTER TEIL	Sie sollen nicht denken!	12
Kapitel Eins	Warum zahle ich eigentlich GEZ?	15
Kapitel Zwei	Freiwillig unfrei	49
Kapitel Drei	Der Zäunreflex	83
Kapitel Vier	Kinder dieser Gesellschaft	107
Kapitel Fünf	Die alte Garde ist am Ende	129
ZWEITER TEIL	Sie sollen aber denken!	163
Kapitel Sechs	Vom Entweder-oder zum Sowohl-als-auch	165
Kapitel Sieben	22 Bälle	193
Kapitel Acht	Das Gehorchen ist vorbei	213
EPILOG	In Brighton mit Mark	237
APPENDIX		241

PROLOG

LEHMANNS MEISTER

»Mischt euch nicht immer ein!« – mein Vater ist sowohl sauer als auch einigermaßen verzweifelt, als er aufsteht und uns am Tisch sitzen lässt.

Ich bin mal wieder zu Hause bei meinen Eltern zu Besuch. Einfach so, weil ich gerne – und natürlich viel zu selten – vorbeischaue und mich über meine Eltern freue. Und obwohl ich eben grad nicht gekommen bin, um mich zu kabbeln, läuft ein Standardmuster ab, das ich schon zu oft erlebt habe: Meine Mutter, mein Vater und ich zanken, diskutieren, streiten um das alte Thema.

Seit Jahrzehnten ackert mein Vater im Garten. Dementsprechend schön sieht der aus. Das ist immer seine Ablenkung gewesen, sein physischer Ausgleich zum psychisch sehr fordernden Job. Und seit er in Rente ist, hat er seine Anstrengungen nochmal gefühlt verdoppelt. Die Gartenarbeit ist quasi zu seinem Job geworden – während in den letzten Jahren diese körperlich stark fordernde Tätigkeit für ihn logischerweise immer beschwerlicher geworden ist.

Meine Mutter spürt die Sackgasse, in die er damit läuft. Zwei unaufhaltsame Tendenzen kriechen ganz fies aufeinander zu: Den Garten noch im Griff zu haben, wird ihm einerseits wichtiger, je älter er wird. Den Garten noch im Griff zu haben, wird andererseits immer schwieriger, je älter er wird.

Natürlich spürt er das selbst auch, aber er mag nicht so recht darüber reden. Fakt ist jedenfalls, dass das alles, das Rasenmähen, Unkrautjäten, das Entsorgen der Gartenabfälle und so weiter, mit jedem Jahr härter wird. Mein Vater ist Baujahr 1937.

Was sollen wir tun? Meiner Mutter und mir liegt seine Gesundheit am Herzen. Nicht dass es damit schlecht bestellt wäre – für sein Alter ist er ein echter Kerl, meistens sehr fidel und Anzahl und Ausmaß seiner Wehwehchen sind absolut im Rahmen. Ich bin ehrlich gesagt im Großen und Ganzen ein ziemlich stolzer

Sohn dieses starken Mannsbilds. Aber das genau ist ja vielleicht auch der Grund, warum es uns allen dreien so schwer fällt, den ganz normalen Zahn der Zeit zu akzeptieren. Sehen wir's ruhig ein wenig pathetisch: Wenn Sie der Vergänglichkeit des Schönen, Guten, Heiligen schon beiwohnen müssen, dann wollen Sie dem Universum wenigstens einen Stock in die Speichen stecken und es aufhalten, das ist doch klar.

Und gleichzeitig respektieren meine Mutter und ich seinen Stolz und seinen Willen, für irgendetwas verantwortlich zu sein, und sein Bedürfnis, gebraucht zu werden.

Das Schneiden von Bäumen und Hecken haben wir ihm schon in den letzten Jahren nach und nach abgetrotzt, das macht jetzt ein Gärtner. Es passt ihm zwar nicht, darum weigert er sich, den Gärtner anzurufen, wenn der gebraucht wird (das muss dann meine Mutter machen), aber er beugt sich widerwillig der Vernunft. Und unserem Druck.

6

Beim Rasenmähen allerdings ist für ihn eine Grenze überschritten! Sein Rasen! Den will er nicht hergeben! Da sagt er kategorisch Nein! Und da beginnt dann die immer gleiche Diskussion:

»Ach, du sturer Esel, du kennst doch den Herrn Sowieso schon, der macht die Sachen doch immer ordentlich. Der schneidet die Hecken doch auch gut. Der macht das doch gewissenhaft. Und pünktlich kommt der auch immer«, predigt meine Mutter.

»Aberderhatnochnieso´nenRasengemäht,woabschüssigist!«, kontert mein Vater mit schwäbischer Note.

»Ach, komm, natürlich kann der das auch, der ist doch Gärtner!«, geht meine Mutter eine Oktave höher.

»Natürlich kann ein Gärtner ...«, versuche ich zu vermitteln, aber ich komme nicht weit.

Mein Vater feuert eine Salve ab: »Nichts! Der Rasen ist zu viel! Zu groß! Kostet zu viel! Viel zu viel! Den hat man nicht eben so gemacht!«

Ich relativiere: »Das ist doch gar nicht so teuer. Was kostet das?

40 Euro?«

»Der muss aber noch aufharken. Und die Ränder schneiden. Und ... und ich hab doch grade erst einen neuen Kantenschneider gekauft!«, geht mein Vater in die nächste Vorwandrunde.

Spätestens dann merke ich immer, dass jedes Argument, das die zu erledigende Arbeit kleinreden soll, ihn erst recht kränkt, weil dann mitsamt der Arbeit auch sein Stolz kleingeredet wird. So kommen wir ihm nicht bei.

Meine Mutter versucht es dann mit dem Gesundheitsthema: »Das mit dem Rücken wird doch nicht besser!«

Und er wendet dagegen dann die Aufschiebetaktik an: »Das können wir doch später noch entscheiden. Ich kann das ja bis jetzt noch machen.«

»Das hast du doch schon letztes Jahr gesagt. Und das Jahr davor auch!«, halte ich gemeinsam mit meiner Mutter dagegen.

Und irgendwann wird es ihm dann immer zu viel. »Lasst mir meinen Frieden! Lasst mich das selbst machen! Ich krieg das schon hin! ...« – Er steht auf, verlässt den Tisch, geht in sein Arbeitszimmer.

Meine Mutter macht sich Sorgen, und ich sehe auch keine Lösung. Nach zehn Minuten gehe ich ihm hinterher, um nochmal Frieden zu stiften und mich zu verabschieden.

Er sitzt konzentriert in seinem Sessel und wischt über sein iPad. Ich schaue ihm über die Schulter: Er stöbert auf der Website eines dieser modernen Roboterherstellers. Technik-Spielzeug mag er gerne, so wie ich. Ich klopfe ihm herzlich auf die Schulter, er brummelt zum Abschied.

Ein paar Wochen später schaue ich wieder bei meinen Eltern vorbei. Als ich auf die Haustür zugehe, sehe ich den picobello getrimmten Rasen. Ich schaue genauer: Rund um das unregel-

mäßig geformte Rasenstück ist sorgfältig unter die Kantensteine so ein Band eingespannt. Der wird doch nicht ... Ich suche mit meinem Blick den Garten ab.

Und tatsächlich, da hinten ins Eck hat er ein schickes Häuschen gebaut, kleiner als eine Hundehütte, sorgfältig aus Holz und mit hübschem Satteldach als Regenschutz. Und darin ruht sich gerade der Rasenmäherroboter aus und lädt seine Batterien auf.

Und dann kommt mir schon mein Vater strahlend entgegen. Er sieht meinen Blick und grinst. »Lehmann heißt er«, und deutet mit dem Kinn auf den Roboter.

Ja, er ist nach wie vor der Meister des Gartens. Weil er der Meister von Lehmann ist.

KAPITEL EINS

WARUM ZAHLE ICH EIGENTLICH GEZ?

Schauen Sie mit mir gemeinsam bitte einmal durch den ganz großen Weitwinkel: Dieses Objektiv bietet uns nicht nur einen geografischen Überblick über den gesamten Globus, sondern auch den totalen historischen Überblick über die Geschichte der menschlichen Zivilisation. Können Sie schon was erkennen? Gut, dann ziehen wir gleich noch einen soziologischen und einen kybernetischen Polarisationsfilter drauf:

Was wir sehen, sind viele, viele Menschen. Vor allem seit dem Beginn der Landwirtschaft wurden es explosionsartig mehr. Vor 10.000 Jahren, als die ersten Familien sesshaft wurden und begannen, Haustiere zu halten und Nutzpflanzen anzubauen, gab es auf der Erde etwa 5 Millionen Menschen, schätzen Wissenschaftler. Heute sind es mehr als tausendmal mehr. Insgesamt wurden auf diesem Erdenrund bislang schätzungsweise 100 Milliarden Menschen geboren, davon sind heute etwa 7 Prozent am Leben.

16

All diese Menschen haben nie eine homogene Gruppe gebildet, sie haben sich immer von ganz alleine in Gruppen und Untergruppen zusammengeschlossen: Familien, Dorfgemeinschaften, Zünfte, Armeen, Schiffsmannschaften, Schützenvereine, Kirchengemeinden, Unternehmen, Behörden, Gewerkschaften, Feuerwehrmannschaften, Fußballteams, Chöre, Herrenclubs, Parteien, Schulen, Fürstentümer, Länder, Bünde, Religionen, Staaten und so weiter und so weiter, es gibt eine unüberschaubare Zahl von verschiedensten Gruppen und Organisationen.

Wenn Sie jetzt die Linse scharf stellen und nach Mustern und Gemeinsamkeiten innerhalb dieser Organisationen fahnden, dann entdecken Sie sofort ein Phänomen, das so vertraut wie erstaunlich ist: In so gut wie jeder dieser Organisationen gibt es genau ein Individuum mit einer fest zugeordneten Sonderrolle. Und die heißt: Chef, Leiter, Führer, Meister, Oberhaupt, Direktor,

Kanzler, Präsident, Vorsitzender, Oberbefehlshaber, Premierminister, Kapitän, Papst, Zar, Obmann, Pharao, König, Gott ...

Es gibt also einen Herrscher und alle anderen sind die Beherrschten, einen Regierenden und alle anderen sind die Regierten, einen Mächtigen, der entscheidet, und all jene, über deren Wohl und Wehe entschieden wird, einen, der sagt, was die anderen tun sollen. In der Bibel wurde dieses Prinzip in einer bildmächtigen Sprachformel ausgedrückt: »Der Herr ist mein Hirte.«

Und weil dieses Sprachbild immerhin bis an die Anfänge der menschlichen Zivilisation zurückreicht, als der Mensch nämlich damit begann, behütete Herden von Ziegen oder Schafen oder Rindern zu bilden, um zum Nahrungserwerb nicht auf die aufwendige und gefährliche Jagd gehen zu müssen, habe ich diese zutiefst eingängige Rhetorik aufgegriffen und nenne diese uralte, hierarchische Organisationsform: das *Hirten-Prinzip*.

Fast jede dieser zig menschlichen Organisationen konstituiert sich reflexartig nach dem Vorbild einer Herde, die einen Hirten hat. Der Hirte wurde entweder gewählt oder ernannt oder er hat das Amt geerbt oder er wurde von Gott auserwählt (wie man behauptet) oder er hat es sich einfach mit einer List oder dem Recht des Stärkeren angeeignet. Wie auch immer, jedenfalls ist es nicht zu leugnen, dass sich seit vielen Generationen Mitarbeiter, Mitglieder, Bürger, Spieler, Untertanen, Wähler von einem guten Hirten leiten ließen und damit zufrieden waren. Kam einmal ein bössartiger oder unfähiger Hirte an den Stab, gab es natürlich Stress. Bis hin zu Weltkriegen. Aber die Grundkonstellation »Wir Herde – du Hirte« stand im Verlauf der Menschheitsgeschichte kaum je zur Debatte.

Doch das ändert sich gerade!

Denn zwei unaufhaltsame Tendenzen kriechen in unserem Land, auf unserem Kontinent, ganz fies aufeinander zu. Auf der einen Seite werden wir immer liberaler, die Möglichkeiten werden immer größer, die Lebensentwürfe immer individualisti-

scher, die Gesellschaft wird immer komplexer. Ich könnte zusammenfassend sagen: Die individuelle Freiheit nimmt zu, die Macht der Hirten nimmt ab. Auf der anderen Seite greifen die verschiedensten Hirten immer stärker in unser Leben ein. Sie nehmen uns auf pfeilgeraden oder verschlungenen, krummen Pfaden ein immer größeres Quantum unseres selbst verdienten Geldes weg, sie bestimmen sehr genau, wie wir einfachste Tätigkeiten zu tun haben, sie schreiben uns mehr und mehr vor, was wir denken und öffentlich sagen dürfen, sollen und können, sie nehmen auf vielfältigste Weise Einfluss auf unsere Lebensentwürfe und üben in immer mehr Lebensbereichen Macht auf uns aus. Ich könnte zusammenfassend sagen: Die individuelle Freiheit nimmt ab, die Macht der Hirten nimmt zu.

Die individuelle Freiheit nimmt zu. Und sie nimmt ab. Die Macht der Hirten nimmt ab. Und sie nimmt zu. Paradox – beides stimmt! Beides lässt sich belegen und begründen. Keines von beiden kann leugnen, wer einigermaßen bei Sinnen ist. Aber beides auf einmal geht eben nur bis zu einem gewissen Grade gleichzeitig. Ich befürchte, dass das am Ende nicht gut ausgeht. Ja, ich kann das bereits kommen sehen.

Denn ich kenne einen solchen Konflikt sehr genau aus einem anderen Kontext, aus einer anderen Domäne: der Wirtschaft. Nein, nein, ich bin keineswegs so naiv zu glauben, dass ich das, was in der Wirtschaft geschieht, einfach plump auf die Gesellschaft übertragen kann: In der Gesellschaft geschieht nicht das Gleiche wie in der Wirtschaft. Wenn ich aber in der Gesellschaft ein Muster, das mir aus der Wirtschaft vertraut ist, wiedererkenne, dann weckt das in mir zumindest den Anfangsverdacht für eine gewisse Ähnlichkeit der Phänomene. Ja, sogar eine verblüffende Ähnlichkeit: In der Wirtschaft steigt die Individualität unter den Mitarbeitern, die Marktdynamik explodiert und große Veränderungen ereignen sich mit immens hoher Geschwindigkeit – die Unternehmen reagieren mit einer Verstärkung

der gewohnten hierarchischen Strukturen – sie setzen das Hirten-Prinzip durch – und geraten damit in massive Probleme: Die Produktivität im Vergleich zu der des Wettbewerbs nimmt ab, die Fähigkeit, schnell auf Veränderungen in den Märkten zu reagieren ebenso – und ausgerechnet jetzt gibt es solche Veränderungen immer häufiger und immer drastischer. Die Organisation ist dafür zu träge, die Mitarbeiter sind zunehmend gestresst, fühlen sich sinnentleert und unzufrieden, sie lassen sich immer schlechter steuern und managen, die besten Mitarbeiter laufen davon, am Ende braucht es nur einen kleinen Innovationssprung eines Wettbewerbers, und schon ist die schöne Laube abgebrannt.

In der Wirtschaft zeichnen sich seit einigen Jahren die Auswege aus diesem Dilemma der zu- und gleichzeitig abnehmenden Freiheit ab. Ich erlebe diese interessante Bewegung hautnah mit und habe darüber auch schon drei Bücher geschrieben. Die Unternehmen entwickeln mit bemerkenswertem Erfolg neue organisatorische Lösungen für den ewigen Gegensatz von Individuum und Kollektiv. Im Großen und Ganzen und hier noch sehr vereinfacht entwickeln sich neue Organisationsformen, die an vielen und fein ausgewählten Stellen auf Hirten gänzlich verzichten. Das verändert die Unternehmen tiefgreifend und funktioniert hervorragend. Deswegen mache ich mir um die Wirtschaft insgesamt keine Sorgen, auch wenn es noch so manche Unternehmen eiskalt erwischen wird, die sich stur gegen diese Denkweise stemmen.

Nun aber sehe ich, wie vergleichbare Muster auf der gesellschaftlichen Ebene ablaufen. Und da können und wollen wir uns ein *eiskaltes Erwischen* von ganzen Bevölkerungsgruppen oder gar ganzen Ländern wie bei den Unternehmen nicht leisten. Ein Mitarbeiter kann einen neuen Job finden, neue Unternehmen lassen sich gründen, das Werden und Vergehen gehört in der Wirtschaft zum ständigen Erneuerungsprozess dazu. Aber Länder, Staaten, Gesellschaften dürfen nicht mit den Schicksalen ihrer Bürger spielen. Nicht mit denen der Erwachsenen und

nicht mit denen der Kinder. Wir können nicht warten, bis Staaten zusammenbrechen. Wir können nicht warten, bis wir neue Verfassungen und Gesetze auf den Trümmern von Kriegswüsten errichten, wie wir es in der Vergangenheit immer wieder gemacht haben. Der Preis ist zu hoch. Die Erneuerung und Modernisierung von gesellschaftlichen Strukturen muss auch im laufenden Betrieb möglich sein. Wir können nicht warten!

Die Frage ist nur, wie das gehen soll. Lassen Sie uns das gemeinsam durchdenken. Zunächst finde ich mit Ihnen heraus, was überhaupt das Problem ist und was in dessen Kern schlummert. Und dann lade ich Sie ein, mit mir nach Lösungen zu suchen. Das ist mein Vorschlag.

Das mit dem Vorschlag meine ich ernst: Dieses Buch ist ein Angebot und ich bitte Sie, es auch genau so zu lesen. Ein Angebot, mal aus anderen Perspektiven auf die Strukturen in unserer Gesellschaft zu schauen, aus anderen Perspektiven als denen, die Sie gewohnt sind. Was sich in der Realität verändern soll, muss zuerst neu gedacht werden. Ich appelliere also an Ihre geistige Flexibilität. Das ist, was wir brauchen. Wir können nicht warten!

ARTEN DES WARTENS

Warten ist mindestens unangenehm. Jedenfalls geht's mir so: Wenn ich warten muss, vergehen sinnlos die Lebenssekunden, Lebensminuten, Lebensstunden – und die sind dann weg. Sie sind unwiederbringlich verloren. Derjenige, der mich warten lässt, stiehlt mir ein Stückchen Leben. Und das empfinde ich als einen bitteren Verlust.

Aber manchmal muss man eben warten. Es geht nicht anders. Wenn der Sicherheitscheck der Triebwerke am Flugzeug noch nicht erledigt wurde, kann der Flieger noch nicht losrollen, da beißt die Maus keinen Faden ab. Alle in der Flugkabine

müssen warten und sehen das auch ein. Es ist ja auch unmittelbar einleuchtend.

Ein Spezialfall von Wartenmüssen, der anscheinend nicht für jeden so einleuchtend ist, zeigt sich als Kollateralschaden des Interessenausgleichs im Kollektiv: Das Individuum bezahlt zwar einen Lebenszeitpreis, aber es wäre natürlich ungerecht, wenn ein Einzelner diesen Preis auf Kosten aller anderen minimierte. Abstrakt gesprochen.

Konkret: Wenn sich in einem Laden vor den Kassen die Kaufwilligen stauen, weil die Kassenskapazität begrenzt ist, müssen Sie sich wohl oder übel anstellen. Dafür gibt es verschiedene Varianten, abhängig von der Kultur. In meiner Wahlheimat Katalonien sehr häufig ist die amerikanische Art des Anstehens: Mehrere Kassen, aber nur eine Schlange. Wird eine Kasse frei, löst sich der Vorderste aus der Schlange und geht zur freien Kasse. Das ist die fürs Kollektiv beste Variante, gesamtlogistisch betrachtet: das FIFO-Prinzip – first in, first out. Jeder hat dabei im Schnitt die geringste Durchlaufzeit durch den Warteprozess. Das ist für die Zufriedenheit aller besser als das deutsche Supermarktprinzip oder das italienische Mautstationenprinzip mit mehreren Kassen und genauso vielen Schlangen, denn manche Schlangen laufen schnell, weil die junge, fixe Kassiererin mit den flinken Händen rekordverdächtig schnell kassiert, während andere Schlangen hinter einem unfähigen Käufer verzweifeln, der seinen Kreditkarten-Pincode vergessen hat. Die Lasten des Wartens sind ungleich verteilt.

In Spanien und in den USA beobachte ich des Öfteren so eine Art *Queuing-Manager*, deren Job es ist, dafür zu sorgen, dass die Schlange funktioniert. Wozu braucht man die? Weil außer in Großbritannien, wo man das disziplinierte Schlangestehen wohl von klein auf lernt, in allen Ländern Schlaumeier auftauchen, die meinen, sie könnten sich auf Kosten der anderen einen Vorteil verschaffen – oder die einfach das System nicht verstehen.

In Katalonien gibt es den oft beobachtbaren Kopfschüttel-moment, wenn ein deutscher Tourist sich an der einen Schlange, die vor allen Kassen steht, vorbeischlängelt, um sich ganz vorne an die frei werdende Kasse zu mogeln. Wahrscheinlich fühlt der sich als Eilauftrag oder denkt, dass die Spanier alle bescheuert sind, sich in die Reihe zu stellen, und er der Einzige, der kapiert, dass vorne eine Kasse frei ist.

Aber gut, natürlich pfeifen ihn die selbstbewussten Spanier inmediate zurück oder der Queuing-Manager greift ein.

Dann gibt es noch die amerikanische VIP Lane, wo man extra dafür bezahlen muss, nicht warten zu müssen. Dafür erntet man zwar neidische und manchmal empörende Blicke der Kapitalismusverweigerer aus der Schlange der Billigansteher, aber die oft so gescholtene unsichtbare Hand des Marktes regelt hier die Wartezeit ja durchaus fair: Jeder kann, wenn er will, es ist nur eine Frage des Preises, der sich genau da einpendelt, wo der Vorteil für den Eiligen den höheren Preis rechtfertigt.

Das sind alles Systeme, die darauf abzielen, einen Ausgleich zwischen den Interessen des Individuums und den Bedürfnissen des Kollektivs zu erzielen. Und sie funktionieren. Nur gibt es dann eben auch solche Ausgleichssysteme, die nicht mehr funktionieren. Die ihren Zenit überschritten haben. Die ihren Sinn verloren haben. Die einfach überwunden werden müssen!

DIE MACHT DES RITTERS VOM GOLDENEN VLIÉS

Diesen Wunsch, ja diesen zunehmenden Drang, ein System zu überwinden, das seinen Nutzen sowohl für den Einzelnen als auch für das Kollektiv verloren hat, verspürte ich im Frühjahr, als ich an einer Straße in meiner Wahlheimatstadt Barcelona warten musste.

An Straßen in Barcelona wartet man als Fußgänger eigentlich nicht. Es gibt zwar Ampeln, aber die haben eher dekorative Funk-

tion. Normalerweise geht der gemeine Fußgänger einfach über die Straße, wenn er eben über die Straße geht. Man hält die Augen offen und wirft sich nicht vor Autos, soviel ist klar, aber ansonsten regelt sich das alles selbst. Und das ist in so einer großen Stadt ja auch nicht dumm. In New York City wollte die Polizei einmal das Überqueren von Straßen bei roter Fußgängerampel unter Strafe stellen, habe ich gelesen. Der Effekt war, dass sich während der Rotphasen so große Menschenmengen an den Kreuzungen stauten, dass die Vordersten auf die Straße geschubst wurden, was zu einigen Unfällen führte, weshalb die strenge Strafverfolgung ganz schnell wieder eingestellt wurde.

In Barcelona jedenfalls gehen Sie als Fußgänger nur dann nicht über die Straße, wenn es einen besonderen Grund gibt: Absperungen. Zum Beispiel bei sportlichen Großveranstaltungen.

Sport wird hier ja ganz großgeschrieben. In Barcelona gibt es nicht nur den großen Fußballclub *Barça*, sondern auch gefühlt 20 Volksläufe in allen Formen und Farben von 5 km Länge über Marathon bis Ultradistanz. Irgend so ein Lauf fand mal wieder statt, weshalb in und um die Altstadt mehrere Straßen gesperrt waren – und eben nicht nur für den Straßenverkehr, sondern auch für Fußgänger, selbstverständlich. Unten an der Kolumbusstatue mussten die ganzen Läufer durchkommen, wer von der Altstadt zum Hafen hinüber wollte, musste warten, bis der Pulk der Läufer die Stelle passiert hatte. Einer dieser wartenden Fußgänger war ich.

Es gab auch hier einen Queuing-Manager, nämlich einen Ordner mit grellgelber Weste und wichtiger Miene. Er passte gut auf, dass keiner die Straße betrat, um die ordnungsmäßige Durchführung des Volkslaufs zu gewährleisten.

Das ist gut so. Denn das dahergelaufene Individuum kann nun mal nicht abschätzen, ob noch Läufer durchkommen und ob das Überqueren der Straße eine Gefahr wäre, entweder für die Sportler, die nicht umgerempelt werden wollen, oder für

die Fußgänger, die unter die Räder der Begleitfahrzeuge zu geraten drohen. Es muss also jemanden geben, der den Überblick hat. Der Anweisungen von oben erteilt. Und dieser junge Mann war sich dieses *Von-obens* augenscheinlich sehr bewusst.

Denn alle Läufer waren durch. Der Besenwagen, also das Fahrzeug, das in bestimmtem Tempo hinter dem Pulk herfährt und alle einsammelt, die dieses Mindesttempo nicht durchhalten, auch dieser Besenwagen war schon durchgefahren. Die Strecke war leer. Der Volkslauf hatte diese Stelle vollständig passiert. Die Absperrung verlor in genau diesem Augenblick seinen Sinn.

Aber der junge Mann mit dem gelben Leibchen und der Macht beharrte auf der Absperrung. Die ersten ungeduldigen Füße tasteten sich schon auf die Straße vor und wollten die Sperre durchbrechen, aber der Ordner ordnete den Rückzug an. Mit drohender Stimme, ausladender Gestik und dominanter Mimik hielt er die Straßensperrung gegen den drängenden Mob aufrecht.

24

Ich stand mittendrin unter Hunderten und wurde immer unruhiger. Nicht dass ich einen Termin gehabt hätte, aber ich begann mich zu ärgern. Alle standen wie doof rum. Den Läufern nützte es nicht, den Wartenden nützte es nicht. Gab es überhaupt jemanden, der einen Nutzen aus diesem Theater zog?

Ja, natürlich gab es den. Der fuchtelnde Ordnerkasper alleine hatte einen Nutzen davon. Er, der in seinem Leben vielleicht noch nie so viel Macht über andere Menschen hatte wie in diesem Moment. Der vielleicht nie etwas zu sagen hat, sich hier aber nun fühlte wie der Ritter vom Goldenen Vlies. Er verlängerte die ihm sozial zugeschriebene Macht über den Zeitpunkt hinaus, an dem sie begann sinnlos zu werden. Er hielt daran fest. Die einzige Funktion seiner Macht war nun die Erhaltung ihrer selbst geworden: Sie muss erhalten werden, damit sie erhalten bleibt.

Und warum entzog die Menge diesem Ordner nicht einfach die ihm zugeschriebene Macht? Warum liefen die Leute nicht einfach los?

Das ist der Punkt. Ich selbst lief nämlich auch nicht einfach wie selbstverständlich los. Der innere Widerstand, das zu tun, war enorm groß. Ich spürte den Drang loszulaufen und gleichzeitig den irrwitzigen Druck, das sein zu lassen. Denn es ist sehr unangenehm, zurechtgewiesen zu werden. Und das noch vor Hunderten von Menschen, von denen Sie nicht wissen, ob sie Ihnen beipflichten würden oder ob sie sich auf die Seite des Ordners stellen und auf die Unterordnung unter die Macht bestehen würden, alleine schon um ihre eigene Warterei damit vor sich selbst zu rechtfertigen.

Während ich noch mit mir kämpfte und mein Freiheitsdrang langsam die Oberhand über meinen inneren Untertan gewann, nachdem inzwischen gefühlt eine halbe Ewigkeit von etwa 10 Minuten verstrichen war – 600 Menschen mal 10 Minuten Lebenszeit gleich 6000 Lebensminuten gleich hundert sinnlos versiebt Lebensstunden –, entschloss sich der Ordner in einem scheinbar völlig willkürlichen und kafkaesken Moment, die Sperre aus heiterem Himmel aufzuheben. Er winkte die Menschen noch mit bedeutungsschwangerer Miene über die Straße und verschwand.

Das Gefühl der Ohnmacht mit dem Nachgeschmack der Schmach, die Willkür der Obrigkeit erduldet zu haben, brodelte in mir, als ich im Pulk der Untertanen über die Straße ging.

In diesem düsteren Moment wurde mir klar, dass mir dieses bittere Gefühl der Unterordnung unter eine sinnlos gewordene Obrigkeit bekannt vorkommt. Sehr bekannt. Es ist dieses Schraubzwingengefühl: Auf der einen Seite wirkt der starke, individualistische Drang, voranzuschreiten und frei sein zu wollen. Auf der anderen Seite wirkt die starke hemmende Kraft einer autoritären Macht, die vorgibt, das Beste für das Kollektiv zu wollen, während ihre Legitimation spürbar schwindet. Das löst in mir den Impuls aus, Regeln brechen und mir Ärger einhandeln zu wollen, obwohl ich ein harmonieliebender Mensch bin. Dieses unangenehme Gefühl ist wie ein allgegenwärtiger, latent stets vorhandener Hintergrundakkord, der derzeit an-

schwillt, ein stärker werdendes Gefühl, das sich auf viel mehr bezieht als nur auf eine sinnlos gewordene Straßensperre.

MIT DEM ZWEITEN SIEHT MAN BESSER ...

Zum Beispiel bezieht sich dieses Gefühl auch auf die Rundfunkgebühr. Nur ein Beispiel! Natürlich verstehe ich, was das Ganze mit dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk soll: Verschreckt von der frischen Erfahrung, was ein totalitär gesteuerter und gleichgeschalteter Rundfunk in einer Bevölkerung anzurichten vermag, errichteten die Nachkriegsregierungen in Bund und Ländern ein Gegenmodell, ein möglichst regierungsunabhängiges, möglichst pluralistisches Radio- und Fernsehprogramm. Es sollte dennoch irgendwie staatlich, also von der Allgemeinheit getragen werden, um die sehr hohen Infrastrukturkosten zu stemmen. Außerdem sollte es für jedermann zugänglich sein. Der hehre Anspruch der Rundfunkvordenker war es, ein redaktionell buntes Programm zu senden, das ohne Marktdruck vielfältigen Geschmäckern gerecht wird und auch über Nischen berichtet, insbesondere zur politischen und kulturellen Grundbildung beiträgt.

26

Der Marathonlauf lief und der Rundfunk funktionierte. Jeder zahlte brav seine GEZ-Gebühr der Gebühreneinzugszentrale pro Fernseher oder Radiogerät.

Doch irgendwann waren alle Läufer samt Besenwagen vorbeigelaufen – der Rundfunkmarkt hatte sich verändert. Private Anbieter hatten sich trotz der erdrückenden Marktmacht der von Gewinnstreben befreiten öffentlichen Sender etabliert. In allen Autos waren ab Werk Radios eingebaut. (Fast) jeder Haushalt hatte mindestens einen Fernseher. Und dann kam auch noch das Internet dazu: Plötzlich war jeder Laptop, jedes Smartphone eine Art Rundfunkempfänger. Plötzlich wurde der Markt hochkomplex, weil es Millionen Sendequellen gab und jeder sich seine Inhalte jederzeit selbst zusammenstellen konnte, ohne an die zeitlich

unflexiblen Programmschemata der Rundfunksender gebunden zu sein. Mit ARD, ZDF und Deutschlandfunk zu konkurrieren war plötzlich sehr günstig und sehr einfach geworden. Sendungen mit Werbung zu finanzieren, war auf einmal für jeden jederzeit möglich geworden. Und niemand musste mehr »rundfunken« – die Funksender, die Sendefrequenzen, die Sendemasten und all der Funktechnikram aus vordigitaler Zeit waren obsolet geworden. Das Internet kommt flächendeckend in die kleinste Hütte, das Netz ist einfach da, extra Infrastrukturkosten für Radio und TV gibt es nicht mehr.

Dann könnten wir leicht zu dem Schluss kommen, dass die Zeit für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk schlichtweg vorbei ist. Der Marathonlauf dürfte spätestens an dieser Stelle vorüber sein. Die Gründe, aus denen der öffentlich-rechtliche Rundfunk einst aus der Taufe gehoben wurde, sind Vergangenheit. Alle Ziele sind auch so erreicht: Die Vielfalt ist größer denn je, die flächendeckende Informationsfreiheit ist gegeben, die Gleichschaltung durch einen bösen Staat ist nicht mehr denkbar, die Demokratie in Deutschland ist seit 70 Jahren gefestigt und entwickelt sich weiter, die Bürger brauchen keine starren, zentral gelenkten Informations- und Unterhaltungsprogramme mehr. Wir könnten die Straßen freigeben und die Leute laufen lassen.

Aber da ist noch dieser Typ mit der grellgelben Weste, mit der drohenden Stimme, mit der ausladenden Gestik und der dominanten Mimik. Er hält die Straßensperre aufrecht! Er erhält die Macht des öffentlich-rechtlichen Rundfunks um des Machterhalts willen!

Wer ist dieser Typ?

Und wie macht er das?

Nur um gleich hier gar keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Ich zahle für die Wohnung in Deutschland meine Rundfunkgebühr (wenn auch zähneknirschend). Sie ist nicht das wich-

tigste Problem, an dem wir uns im deutschsprachigen Raum derzeit die Zähne ausbeißen. Und dies ist auch kein Buch für oder gegen den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Aber seine problematische Existenz ist ein interessantes und durchaus beispielhaftes Phänomen unserer Gesellschaft, an dem sich die Wurzeln eines Grundkonflikts ausgraben, anschauen und verstehen lassen. Würden Sie hier darum mit mir einmal einen Schritt zurücktreten und auf das Gesamtbild schauen, bitte?

WAS LEBT, DAS WILL WACHSEN

28

Zunächst haben sich die Rundfunkanstalten finanziell massiv gestärkt. Wie das? Zum Beispiel dadurch, dass jetzt nicht mehr Gebühren pro Rundfunkempfänger gezahlt werden, was immer das Schlupfloch offen ließ, keinen Fernseher und kein Radio zu besitzen. Nein, heute muss jeder Haushalt zahlen, weil er ein Empfangsgerät besitzen *könnte*. Jedes Unternehmen auch, weil seine Angestellten während der Arbeit Radio und TV konsumieren *könnten*. Und zwar saftig: Ein kleines Unternehmen mit unter 20 Mitarbeitern muss pro Jahr über 200 Euro für die bloße Möglichkeit bezahlen, dass seine Mitarbeiter, die privat bereits Rundfunkgebühr zahlen, auch im Büro Radio hören *könnten*. Und zusätzlich zur Verbreiterung der Zahlerbasis kamen regelmäßig durchgesetzte Gebührenerhöhungen hinzu.

In den fünf Jahrzehnten zwischen 1975 und heute stiegen so die Einnahmen der Sender aus der Rundfunkgebühr von umgerechnet etwa 1,2 Mrd. Euro auf rund 8 Mrd. Euro. Während sich die Sendereinnahmen aus Gebühren also knapp versiebenfachten, stiegen die durchschnittlichen Bruttogehälter in Deutschland laut Statistischem Bundesamt im gleichen Zeitraum von gut 900 Euro auf gut 2700 Euro nur um etwa das Dreifache. Sogar die ebenfalls überproportionale, dem Brut-

toinlandsprodukt davonlaufende Steigerung der staatlichen Steuereinnahmen in diesem Zeitraum (nämlich um das Vier- bis Fünffache) wurde durch das Wachstum der Rundfunkfinanzen locker getoppt. Und das will etwas heißen.

Das Verfahren der Beitragsfestsetzung über den Rundfunkfinanzierungsstaatsvertrag scheint also rein empirisch gesehen den öffentlich-rechtlichen Rundfunk immer finanzkräftiger zu machen, weit über das Wachstum der Geldmittel von Staat und Bevölkerung hinaus.

Warum das so ist, können Sie leicht nachvollziehen, wenn Sie sich die personelle und strukturelle Verflechtung der Rundfunkanstalten mit den Regierungsparteien der Bundesländer anschauen. Regierungssprecher werden fröhlich Intendant und Geschäftsführer der ARD, Nachrichtensprecher werden ungehemmt Regierungssprecher und Chef des Bundespresseamts, hui, Bäumchen wechsele dich! Auf die wichtigen Posten hüben wie drüben werden den Regierungsparteien wohlgesinnte Politiker-Journalisten platziert.

Und das mögliche Korrektiv durch die den rundfunklichen Finanzbedarf prüfende KEF – der »Kommission zur Überprüfung und Ermittlung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten«? Die Mitglieder dieses Clubs werden von den Ministerpräsidenten der Länder berufen. Jedes Bundesland bekommt sein eigenes Mitglied. Sie dürfen davon ausgehen, dass kein Kritiker des öffentlich-rechtlichen Rundfunks jemals Zugang zu diesem Gremium erhalten wird. Auch hier, bei der Prüfung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten, hat also der Staat das Sagen.

Diese Verflechtungen von Spitzenpolitik und Medien ist merkwürdig, denn eigentlich war doch der durch das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda gesteuerte Rundfunk des Dritten Reichs das absolute Antibild. Deswegen sollte doch der öffentlich-rechtliche Rundfunk in der Bundesrepublik möglichst staatsfern betrieben werden.

Und doch ist es so: Wenn die Regierungen in Bund und Ländern wollen, dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk finanziell stärker wird, dann wird er das auch, denn sie können durch das Finanzierungsverfahren und die Personalentscheidungen aktiv dafür sorgen. Und da die Finanzen der Rundfunkanstalten ja tatsächlich dauerhaft und kräftig überproportional steigen, haben offenbar die Regierungen ein erhebliches Interesse an einem starken, immer stärkeren öffentlichen Rundfunk.

Und natürlich hat der öffentliche Rundfunk selbst auch ein Interesse an seiner eigenen Existenz. Das kann man ihm nicht vorwerfen. Was lebt, das will wachsen. Und dieses Existenz- und Wachstumsinteresse kann der öffentliche Rundfunk mit diesem merkwürdigen, mit den Regierungen in Bund und Ländern kurzgeschlossenen, von externen Referenzen abgekoppelten Finanzierungsverfahren und mit den personellen Verstrickungen in die Spitzenpolitik offensichtlich auch wunderbar durchsetzen. Jedenfalls stimmt für ihn das Ergebnis.

Mit diesen immer dickeren Geldspeichern kann alleine die ARD heute 23.000 fest angestellte Mitarbeiter, 100 Korrespondenten an 30 Orten der Welt, 11 Fernsehprogramme, 55 Hörfunkprogramme, 16 Orchester und 8 Chöre bezahlen. Wenn sich die Chefs der Rundfunkanstalten und die Regierungen in Bund und Ländern einig sind, dass es noch mehr Angestellte, Programme oder Orchester werden sollen, dann wird in der nächsten Runde eben ein höherer Finanzbedarf angemeldet, der dann – natürlich ein wenig zurechtgeschliffen – von den Landesregierungen genehmigt wird. Und sowohl die Politiker der Regierungsparteien als auch die Angestellten im öffentlichen Rundfunk sind damit sehr, sehr zufrieden. In der Biologie nennt man so ein Verhältnis *symbiotisch*.

Wenn nun die Regierungen in Bund und Ländern über das Finanzierungsverfahren dafür sorgen, dass es den Rundfunkanstalten finanziell blendend geht, worin könnte dann das Interesse der Rundfunkanstalten bestehen, kritisch über die

Regierungen zu berichten? Wer würde schon die Hand beißen, die ihn füttert? Es ist systemisch einfach nur logisch, dass jeder Akteur in den Redaktionen immer mitdenkt, ob er sich mit dem aktuellen Beitrag wirklich gegen die Regierungen stellen will, was ihn im Zweifel zumindest dazu antreibt, die Kritik nicht zu laut werden zu lassen.

Vor Wahlen besonders. Parteien, die sich gegen den Erhalt des Rundfunkbeitrags wenden, werden von den Redaktionen sicher nicht vorrangig behandelt werden. Natürlich wollen sich die Redaktionen einem solchen Vorwurf nicht so gerne aussetzen, aber natürlich setzen sie ihren Gestaltungsspielraum zur Existenzsicherung ein. Sie wären ja auch schön blöd, wenn sie das nicht täten. Jedes soziale System strebt nach Stabilität, um fortzueistieren.

Dabei gehöre ich gewiss nicht zu denen, die sich die Naivität leisten zu glauben, dass der Rundfunkrat den Intendanten direkt sagt, was er senden soll und was nicht. Das glaube ich nicht. Darum halte ich *Staatsfunk* als Bezeichnung für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk auch für reichlich abstrus. Aber die politische Referenz ist in einem solchen System selbstverständlich trotzdem immer da.

Das ist wie in einem Meeting in einem Unternehmen, in dem der Chef mit drin sitzt. Selbstverständlich überlegt sich jeder Mitarbeiter da, was er sagt, weil der Chef ja zuhört. Selbstverständlich entsteht durch diese Referenz eine gewisse Abhängigkeit und eine gewisse Erwartungshaltung, die die Kommunikation beeinflusst. Wer wollte das bestreiten? Nur der Chef.

MACHEN SIE KEINE ANSTALTEN!

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk ist also ein System, das in einem Umfeld existiert, das sich so stark verändert hat, dass es im Prinzip und grosso modo mit guten Gründen als obsolet betrachtet werden kann. Sie können anderer Meinung sein.

Ich bin jedoch sicher: In einem freien Normalzustand von Medienmarkt, in dem Tausende private Anbieter via Internet alle Unterhaltungs-, Bildungs- und Informationsnischen in der von den Kunden nachgefragten Qualität füllen, würden wir jedenfalls niemals auf die Idee kommen, einen staatlich per Zwangsabgabe finanzierten öffentlichen Rundfunk in gigantischer Größe zu installieren, der immer weiter hypertrophiert und sich in inniger Verflechtung mit der Spitzenpolitik an seine eigene Existenz klammert. Aus dieser Perspektive eine absurde Idee.

Die Referenzen, die dafür sorgen, dass dieses System heute existiert und sehr stark wächst, stimmen jedenfalls nicht überein mit der ursprünglichen Idee, nämlich Programmvielfalt, Staatsferne und politische Unabhängigkeit.

Hinzu kommt, dass der mittlerweile entstandene freie Medienmarkt durch diesen nicht gewinnorientierten und überfinanzierten Klops einer erheblichen Verzerrung ausgesetzt ist. Wenn die Öffentlich-Rechtlichen einen Privatsender bei Sportrechten überbieten, dann ist dieses Geschäftsfeld für die freie Privatwirtschaft einfach weg. Die öffentlichen Sender treiben die Preise für Lizenzen und für am Markt eingekaufte Leistungen nach oben, und sie können sich das durch die üppige Gebührenfinanzierung auch leisten. Das macht es noch schwerer für die Privaten, sich mit Qualität durchzusetzen, denn Qualität kostet Geld. Die Privaten haben eindeutig einen Nachteil im Markt. Diese Wettbewerbsverzerrung behindert Fortschritte und lähmt die Kreativität der Medienwirtschaft.

Und klar ist auch: Die 8 Milliarden Euro, die der öffentlich-rechtliche Rundfunk jedes Jahr einzieht, stehen den Bürgern nicht zur Verfügung, um sie für andere Medien, für Theaterbesuche, Bücher oder was auch immer auszugeben.

Der entscheidende Punkt für mich ist aber ein individualistischer: Mich interessiert fast nichts von dem, was im TV oder im Radio gesendet wird. Aber ich muss es dennoch bezahlen. Ja, ich

schaue gern mal ARD-Dokus in der Mediathek oder Satiresendungen an, »Die Anstalt« zum Beispiel. Das ist zwar nicht meine politische Richtung, aber ich lache bisweilen herzlich, denn ich finde die Sendung wenigstens intelligent gemacht. Das ab und zu mal anzuschauen, dafür wäre ich aber auch bereit, etwas mehr Werbung über mich ergehen zu lassen oder wie bei Amazon Prime für einen guten Woody-Allen-Film vier Euro zu bezahlen. Was mich ärgert, ist dieses Zwangsgefühl, ein Abo für gut 50 Euro im Quartal bezahlen zu müssen, das ich nicht bestellt habe. Dieses Gefühl ist scheußlich. Es ähnelt dem Schraubzwingengefühl, das ich an der Straße in Barcelona hatte, als ich mich dem Typen in der grellgelben Weste unterwarf.

Und ich weiß, dass ich nicht der Einzige bin, dem es so geht. Die öffentlich-rechtlichen TV-Sender richten sich hauptsächlich an ein Publikum mit einem Durchschnittsalter von über 60 Jahren. Und so sind die Sendungen zum größten Teil auch gemacht. Ich bin Ende 40. Für mich ist das in vielen Fällen eine Zumutung. Außerdem fühle ich mich beim Fernsehengucken vielfach intellektuell unterfordert, gerade bei den politischen und den nachrichtlichen Sendungen. Selbst der Tatort kommt nicht mehr ohne politisch-pädagogische Botschaften aus. Das ist doch irre.

Und ständig belehren mich genau diese Medien und die an ihnen interessierten Politiker, dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk für die Gesellschaft dringend notwendig und nur das Beste für mich sei. Das Bundesverfassungsgericht bestätigt, dass die Finanzierung per Zwangsgebühr rechtens sei, und alles geht so weiter: Die Kosten tragen alle, den Nutzen trägt aber nur eine Teilmenge der Gesellschaft, eine Wahl gibt es nicht.

Wenn man sich einmal aus gesellschaftlicher Notwendigkeit so ein kollektivistisches System eingefangen hat, dann muss es sich für immer am Leben erhalten. Dann kann man einfach nicht mehr zurück. Koste es, was es wolle. Und je größer die Diskrepanz zwischen erlebtem Nutzen und realen Kosten wird, desto straffer

werden die Zügel angezogen, desto autoritärer wird das System verteidigt und desto verbissener wird es ausgebaut. Die Hirten lassen sich die Butter nicht so einfach vom Brot nehmen!

NUR LIEBEN UND SINGEN LÄSST SICH NICHT ZWINGEN

34 Ich verallgemeinere hier absichtlich, denn es gibt zig weitere Beispiele für diese Entwicklung. Nehmen wir die IHK: Die ärgert mich als Unternehmer wirklich kolossal. Ich muss diese Behörde per Zwangsbeitrag finanzieren, aber die tut einfach nichts für mich. Ich brauche sie nicht, ich will sie nicht in Anspruch nehmen. Sie macht nicht einmal Lobbyarbeit für mich. Ja, sie bietet irgendwelche Kurse an, die sich aber dank der Zwangsfinanzierung nicht auf dem freien Weiterbildungsmarkt behaupten müssen – und die daher, wenig überraschend, nicht interessant für mich sind, auch nicht für meine Mitarbeiter. Wenn ich dann aber doch mal Leistungen beziehen wollte, z.B. Firmenadressen, dann muss ich diese Leistung ja doch bezahlen.

Genauso der immer umfangreichere Verbraucherschutz, der mich ungebeten vor allem schützen will, was nur geht, und den ich über meine Steuern finanzieren muss. Selbst am Stammtisch darf nicht mehr geraucht werden, weil es nicht gut für mich sei.

Weiter: Das staatliche, also durch Steuern finanzierte Bildungssystem im Hochschulbereich, das, angetrieben durch europäische Vereinheitlichungspolitik, immer weiter verschult wird. In der Bologna-Reform ist das Misstrauen gegenüber der Eigenmotivation der Studierenden bereits von vorneherein angelegt: in Form einer Prüfungsflut und der Einführung von Zeiteinheiten als Berechnungsgrundlage für die Studiengestaltung – mit dem Effekt, dass so mancher Studiengang nahezu

unstudierbar geworden ist. Da zudem neue Professoren anlässlich ihrer Berufung gerne neue Studiengänge für sich aushandeln, die dann speziell für sie um sie herum gebaut werden, entsteht zwar scheinbar eine Vielfalt an Studienmöglichkeiten. In der Realität wird es aber nur noch komplizierter und uniformer.

In meine Vorlesungen kommen Studenten aus vier Fächern. Ob deren Stundenpläne zusammenpassen, ist wie Lotto spielen. Das Ganze ist eine Farce. Dafür immens teuer. Was das Bildungssystem nicht wirklich stört, denn es wird ja mangels Wettbewerb und mangels externer Referenz so oder so finanziert, egal, ob es studierbar bleibt oder nicht. Für das Individuum allerdings nimmt die Freiheit ab, ob es sich um den Steuerzahler handelt oder um den Studenten.

Genauso besteht der Zwang zur kollektivistischen Rentenversicherung, zur kollektivistischen Krankenversicherung, zur kollektivistischen Pflegeversicherung. Durch die demografische Entwicklung und die immer größeren, aber immer kostspieligeren Möglichkeiten der Medizin wird das alles immer teurer. Ich kann mich aber in der ganz normalen gesetzlichen Krankenversicherung nicht individuell auf meine gesundheitlichen Bedürfnisse hin versichern. Ich kann nicht sagen: Ich brauche keine Versicherung für meine Zähne, ich bezahle meine Zahnarztbesuche aus meiner eigenen Tasche. Es sei denn, ich versichere mich privat – der schmale, ungefähr ein Zehntel der Bevölkerung umfassende Markt der privaten Krankenversicherungen ist aber völlig überreguliert, zudem auf die wohlhabendsten Angestellten, Freiberufler und Selbstständigen ausgerichtet – eben auf diejenigen, die nicht in der gesetzlichen Krankenversicherung pflichtversichert sind.

Wer aber als gewöhnlicher Angestellter einen gesunden Lebensstil pflegt und sich wenigen Gefahren aussetzt, sich gesund ernährt und sehr bewusst mit sich und seinem Körper umgeht, hat keinerlei Vorteil davon im Gesundheitssystem.

Er wird verhältnismäßig stark durch die Zwangsabgaben eingeschränkt. Der risikobereite Extremsportler und die faule Couchpotato dagegen profitieren enorm von den anderen Beitragszahlern. Hier findet eine finanzielle Umverteilung von der Vernunft zur Unvernunft statt, von der Verantwortung zur Verantwortungslosigkeit. Wer aber die Verantwortungslosigkeit systematisch subventioniert, kann nicht auf eine immer verantwortlichere Gesellschaft hoffen.

Und falls Ihnen nun ein Gegenargument mit »sozial« oder »Solidarität« im Wortlaut unter den Nägeln brennt: Immer mehr Unverantwortlichkeit auf Kosten anderer als eingebaute Funktion eines Systems kann in meinen Augen niemals sozial sein. Und Solidarität ist im Kern etwas Freiwilliges. Wird sie verordnet durch Gesetz oder durch moralischen Konsens, heißt das nicht mehr Solidarität, sondern Zwang.

Um das Steuersystem und seine Einbahnstraßenentwicklung hin zu immer mehr Steuereinnahmen mache ich hier bewusst einen Bogen, denn ich will hier keine politische Weltanschauungsdebatte anzetteln – falsches Buch. Um das Mammutthema wenigstens zu streifen: Jedem muss klar sein, dass höhere Steuern eine Einschränkung von Freiheit darstellen. Der unbezweifelbare Freiheitsgewinn durch (scheinbar) kostenlose Straßen und Kindergärten usw. ist in der Gesamtbetrachtung so exorbitant teuer, dass ich dankend ablehnen würde. Stattdessen würde ich viele Leistungen einfach gerne dann bezahlen, wenn ich sie nutze. Diese Wahl gibt es aber weit und breit nicht.

Selbstverständlich habe ich nichts dagegen, wenn sich eine Gruppe von Menschen zusammenfindet, um eine gemeinschaftlich finanzierte Kammer zu gründen, eine gemeinschaftlich finanzierte Medienanstalt auf die Beine stellt, einer Krankenversicherung beitrifft, in eine Rentenkasse einzahlt und so weiter – ich finde all diese kollektivistischen Organisationen keineswegs abwegig, schlecht oder unnützlich. Im Gegenteil. Der Punkt ist: Die

Gruppe von Menschen, die das will, kann es gerne tun, mich stört allerdings, dass diejenigen, die das nicht wollen, zur Teilnahme gezwungen werden, also sowohl zur Finanzierung als auch zum Leistungsbezug. Mit anderen Worten: Macht doch eure IHK, aber lasst mich da raus! Macht eure ARD, aber ohne mich! Finanziert eure Kindergärten gemeinschaftlich, aber macht das unter euch aus! – Lasst mir die Wahl, zwingt mich nicht!

Und gesamtgesellschaftlich betrachtet fehlt mir mit Seitenblick auf die Historie einfach der Glaube, dass der Freiheitsgewinn durch kollektivistische Systeme auch nur annähernd die durch sie verursachte Freiheitsbeschnidung aufwiegen. Denn sonst wäre die Sowjetunion und der Warschauer Pakt die »Freie Welt« gewesen und nicht der Westen.

Ich könnte hier querbeet noch viele Phänomene des modernen Staats aufzählen, Frauenquote, Bankenregulierung, Künstlersozialkasse, das Zensurgesetz NetzDG, Fahrverbote für Diesel und so weiter. Mit einem Satz: Die Ausgleichssysteme zwischen Individuum und Kollektiv werden mehr, sie werden, größer, mächtiger, starrer – und viele von ihnen haben ihren Zenit bereits merklich überschritten, haben ihren Sinn verloren, müssen daher überwunden und durch intelligentere, modernere, fortschrittlichere Systeme ersetzt werden.

So. Jetzt dürfen Sie mich gerne mal unterbrechen: Wieso, Vollmer, willst du überhaupt irgendwas ersetzen? Denn na gut, es ist eben so: Der Einzelne soll ja gar nicht machen dürfen, was er will, sondern gefälligt das, was wir alle wollen. Wo ist eigentlich dein Problem? Uns geht's doch gut damit. Offenbar geht's uns allen immer besser. Uns geht's doch so gut wie noch nie!

Und dann sage ich: Sie reden von »Wir alle« und von »Uns« – Sie schauen mit der *Fünferkettenbrille* auf unsere Gesellschaft. Ziehen Sie doch bitte mal die *Messbrille* auf, damit wir uns besser verstehen!

DER MESSIBLICK

Neulich habe ich einem guten Freund zum 50. Geburtstag ein Spiel im Camp Nou geschenkt – das ist das Stadion des FC Barcelona, der mehr ist als nur ein Fußballclub. Das Camp Nou, das ist ein katalanisches Nationalheiligtum, ein Tempel für die Bürger, ein Theater, eine Oper, ein Versammlungsplatz, ein Circus Maximus, ein Ort der Selbstvergewisserung, eine Kultstätte.

Man spürt all das, wenn man einmal dort war. So wie mein Freund und seine Frau, mit denen ich zum Heimspiel gegen Valencia diesen magischen Ort betrat.

Das Stadion liegt mitten in der Stadt, schon als wir in seine Nähe kommen, wird die Atmosphäre zunehmend flirrend. Wir sind früh dran, es sind aber schon viele Menschen auf den Straßen. In den Bars rings um das Stadion wird es sukzessive lebendiger, je näher der Anpfiff rückt.

38

In Barcelona gibt es kaum Ultras, keine Hooligans, das Publikum ist bürgerlich. Die Gästefans sind trotz der kurzen Anreise nur wenige, alleine schon wegen der gewaltigen Eintrittspreise und der nach wie vor trostlos hohen Arbeitslosigkeit in Spanien. Gewalterfahrungen muss trotz der riesigen Menschenmengen keiner machen – anders als in Deutschland oder England. Es geht bei aller Vorfreude sehr ruhig zu, fast schon feierlich.

Vor dem Stadion gibt es so gut wie kein Gedränge, durch die 21 Zugänge auf das Gelände und die über 100 Eingangstore kommt jeder schnell und ohne Würdeverlust ins Stadion. Drinnen kann man sich frei bewegen und überall hingehen. Wir gehen runter bis zur Eckfahne, berühren den heiligen Rasen. Während wir atemlos das riesige Rund betrachten und über die schiere Höhe der obersten Ränge staunen, füllt sich das Stadion langsam.

Da bricht Jubel aus, die Anwesenden applaudieren: Die Stars laufen ein, um sich warmzumachen. Jeder will sie sehen. Wir entdecken Neymar, Suarez, Rakitic ... und dann kommt auch

er, der Beifall schwillt noch etwas an, der – wenn Sie mich fragen – beste Fußballer des Planeten: Lionel Messi.

Wir lachen über uns selbst, dass wir schon beim Warmlaufen euphorisch werden. Die Vorfreude wird beinahe kindisch albern, als wir bestaunen, wie lässig sich Neymar, Suarez und Messi über 30, 40 Meter hinweg gegenseitig zentimetergenau Flugbälle auf den Fuß spielen.

Dann gehen wir zu unseren Plätzen. Wir sitzen leicht schräg rechts von der Mittellinie im zweiten Rang, ein großartiger Platz. Das Stadion ist voll. Natürlich. Das ist es immer. Knapp 100.000 Menschen. Es wird gesungen, die Vereinshymne.

Das Spiel geht los. Zu Beginn tasten sich die beiden Mannschaften noch vorsichtig ab, der Ball bewegt sich vor allem im Mittelfeld schnell von Spieler zu Spieler. Nach symbolträchtigen 17 Minuten und 14 Sekunden stehen auf einmal alle Katalanen im Stadion, also fast jeder, noch einmal auf und singen die katalanische Hymne, »Els Segadors«. Denn im Jahr 1714 verloren die Katalanen den Krieg gegen die Franzosen, weshalb Katalonien seiner Freiheit verlustig ging und Spanien zugeschlagen wurde. Eine Wunde, die bis heute nicht verheilen konnte.

Das Spiel nimmt Tempo auf. Valencia steht gut. Ich sehe zwei bollwerkartige Abwehrreihen, beide Mannschaften spielen Fünferkette. Das bedeutet: Hat die eigene Mannschaft den Ball, bauen drei Abwehrspieler das Spiel von hinten auf, während die beiden Außenverteidiger weit nach vorne rücken und die Sturmreihen offensiv unterstützen. Hat der Gegner den Ball, rücken die Außenverteidiger in die Abwehrreihe zurück und bilden eine gleichmäßig über die Breite des Spielfelds verteilte Abwehrlinie aus fünf Spielern. Davor rennen drei Mittelfeldspieler dem Ball hinterher und stopfen die Löcher, die sich im Raum vor der Abwehr öffnen. Vorne versuchen zwei Stürmer den Spielaufbau des Gegners zu stören. 5-3-2: Fünferkette.

Barça hat den Ball. Ich sehe extrem schnelles Passspiel über die gesamte Breite des Platzes. Immer flach. Immer schnell. Der Ball bleibt nur sehr kurz bei einem Spieler. Aber weil Valencia seine Spieler sehr gut und stabil verschiebt und die Reihen diszipliniert zusammenbleiben, schafft Barça keinen Raumgewinn.

Barça hat deutlich mehr Ballbesitz. Das Spiel verlagert sich von links nach rechts. Die Mannschaften wirken wie durch Gummibänder miteinander verbunden. Sie folgen dem Ball. Die Abstände zwischen den Spielern bleiben annähernd konstant, die Formationen sind stabil.

Die beiden Kollektive verhalten sich wie zwei Tänzer. Die Mannschaft, die den Ball hat, bestimmt die Bewegungen, hat die Initiative, die andere Mannschaft reagiert, lässt sich führen. Es ist wie ein Tango. Wie eine Einheit aus zwei ineinandergeschlungenen Körpern. Die Mannschaften drücken und schieben sich gegenseitig über das Feld. Sie spielen miteinander, tanzen miteinander. Mal sind die Bewegungen auslandender, wenn der Ball vertikaler gespielt wird und sich der Raum um den ballführenden Spieler verengt. Mal sind die Bewegungen kleiner, feiner, das Spiel scheint sich manchmal um sich selbst zu drehen. Das Bild verändert sich rhythmisch.

Die Ballberührungen scheinen einem unhörbaren Takt zu folgen. Tack. Tack. Tack. Dann eine lautere Note, ein langer Ball, eine Pause. Tack. Der Ball wird gestoppt. Kein Durchkommen, der Ball wird zurückgepasst und mit schnellen Pässen auf die andere Seite verlagert. Tack-tack-tack.

Man kann mit den Blicken dem Ball folgen und dabei den Rhythmus des Spiels wahrnehmen. Man kann aber auch wie mit dem Weitwinkel auf den Tanz der ganzen Formationen schauen und den Eindruck bekommen, als bewegten sich zwei Einzelkörper geschmeidig auf dem Spielfeld hin und her, vor und zurück. Es ist wirklich faszinierend.

Dann können Sie auch auf tiefere Muster schauen und deren spontane Bildung und ihr Verschwinden beobachten: Bei Barça ist es die Dreiecksbildung. Der ballführende Spieler hat immer zwei Anspielmöglichkeiten, weil die zwei ihm am nächsten stehenden Mitspieler mit wenigen, genau getimten Schritten auf ihn zukommen. Oftmals zirkuliert der Ball kurz in diesem Dreieck, dann bilden sich neue. Es folgt Dreieck auf Dreieck, wie von Geisterhand. Wenn man das Muster einmal erkannt hat, entdeckt man es immer wieder.

Das, was ich Ihnen hier beschreibe, ist die eine grundsätzliche Möglichkeit, wie Sie ein Fußballspiel anschauen können. Es ist der Blick auf das Kollektiv, auf die Formation, auf den Spielrhythmus, auf die Muster. Es ist, als wenn Sie eine bestimmte Brille aufsetzen, durch die Sie nur diese kollektiven Strukturen erkennen können.

Doch das ist nur eine von den zwei grundsätzlichen Arten und Weisen, das Spiel zu analysieren. Ich nenne diesen Blick den *Fünferkettenblick*, einfach weil die Abwehrreihe der defensiven Mannschaft die auffälligste konstante Linie im Gesamtbild ist.

So, und jetzt wechseln wir die Brille! Wo ist eigentlich Messi? Wo ist das überraschendste, kreativste, genialste Individuum auf dem Spielfeld? Wo ist der Künstler, der Magier, der Eine?

Mein Freund weist mich darauf hin, was Messi tut. Gerade hat Valencia den Ball und drückt Barça in deren eigene Hälfte. Alle Feldspieler ballen sich um den Strafraum der Heimmannschaft. Bis auf Messi. Er nimmt am Defensivspiel seiner Mannschaft als Einziger gar nicht teil. Er schlurft mit gesenktem Kopf wie teilnahmslos ganz alleine mitten in der gegnerischen Hälfte herum. Keiner könnte ihn jetzt anspielen, denn er steht weit im Abseits, weit hinter dem hintersten Abwehrspieler Valencias, der ungefähr in der Spielfeldmitte steht.

Er hebt den Kopf nicht, schaut nicht nach dem Ball. Es scheint, als ob er das Spiel mehr spüren als sehen würde. Barça gewinnt

in der Abwehr, weit weg von Messi, den Ball. Da beginnt er langsam halbrechts in Richtung Mittellinie zurückzuschleichen. Das Spiel kommt nun auf ihn zu. Er lässt sich, ohne sich groß von der Stelle zu bewegen, vom zurückweichenden Körper Valentias verschlucken. Damit steht er nicht mehr im Abseits und kann damit grundsätzlich wieder am Spiel teilnehmen.

Er dreht sich langsam um und nimmt den Kopf hoch. Das ist wie ein körpersprachliches Signal im angreifenden Körper Barcelonas.

Messi setzt sich in Bewegung, noch relativ langsam, aber schon zielstrebig. Er sucht Räume. Er versucht, sich im Mittelfeld in der Nähe des Balles in Lücken zwischen den gegnerischen Spielern zu schieben. Ab und zu wird er angespielt, dann lässt er den Ball mit dem Rücken zum gegnerischen Tor lässig wieder zurückprallen oder schiebt ihn ganz ruhig im Traben im Dreieck mit einem Kurzpass an den nächsten weiter.

42

Doch dann geschieht es. Plötzlich legt Messi den Schalter um. Tempowechsel. Messi spielt den Ball nicht weiter, sondern dreht sich mit dem Ball blitzschnell um 180 Grad. Ein Raunen geht durchs Stadion. Messi beschleunigt mit dem Ball am Fuß irrwitzig schnell, schon hat er zwei Gegenspieler umkurvt. Sein Blick ist nach unten auf den Ball gerichtet. Er schaut nicht viel um sich, scheint genau zu wissen, wo er ist, wo die Gegner stehen, wo die Mitspieler stehen. Sein Oberkörper ist nach vorne gelehnt, um den Ball abzuschirmen. Seine kurzen Beine verwischen beinahe, so schnell und so geschmeidig bewegt er sich. Der Ball scheint ihm am Fuß zu kleben.

Der Raumgewinn ist atemberaubend. In nur wenigen Sekunden hat er fünf, sechs Gegenspieler ausgespielt und dringt nun diagonal in den Strafraum ein. Das Publikum brüllt. Die Gegenspieler rennen auf ihn zu, werfen sich ihm in den Weg, versuchen zu retten, was zu retten ist, Messi tanzt sie einfach aus, legt den Ball quer vor sich in den Strafraum, ist schneller

dort als alle anderen. Messi schießt. Flach. Der Torwart hechtet in die Ecke. Erreicht den Ball nicht.

Aber der Schuss streift knapp am Pfosten vorbei ins Aus.

Der Torschrei erstirbt in der Luft im Stadion. Dann eine kurze Pause. Beifall brandet auf. Messi-Messi-Messi-Rufe hallen durch das Rund. »La Pulga« wird skandiert, der Spitzname von Lionel Messi: »Der Floh«. Wir schauen uns an: Was war das denn? Das war ein magischer Moment. Wir haben Herzklopfen. Wie hat er das nur gemacht?

Kurz darauf fällt das Tor. Valencia verliert den Ball in Barças Hälfte, der Kroatie Rakitic schaltet sofort von Defensive auf Offensive um, passt den Ball schnell und raumgreifend nach vorne in die Sturmreihe auf Messi, der mit einem kurzen Antritt genau zwischen zwei Verteidiger anspielbereit war. Messi, Suarez und Neymar starten im Vollsprint und separieren damit die drei zentralen, zurückweichenden Abwehrspieler Valencias vom Rest der Mannschaft. Messi treibt den Ball, schickt den pfeilschnellen Neymar steil, der kämpft sich auf dem Flügel durch, schiebt den Ball nach rechts quer zu Suarez, der spielt ihn direkt flach weiter in die Mitte, wo durch die koordinierte Scherenbewegung von Neymar und Suarez ein großer freier Raum zwischen den hilflosen Abwehrspielern aufgegangen ist. Der Ball rollt in diesen Raum. Genau auf den Punkt zu, wo er hin muss.

Ich schaue die ganze Zeit nur auf Messi. Nach seinem Steilpass aus dem Mittelfeld heraus läuft er in einer geraden Linie in vollem Tempo genau auf diesen Punkt zu. Er weiß genau, wo der Ball hinkommen muss. Er weiß genau, wann er kommt. Er sprintet genau auf diesen Punkt zu. Der Ball kommt, Messi ist da. Er trifft den Ball sauber mit der Innenseite und schiebt ihn über die heranziehenden Verteidiger und am Torwart vorbei ins Tor.

Das Stadion explodiert.

Wir springen mit allen zusammen hoch und jubeln mit.

Hast du das gesehen?

Was für ein fantastischer Konter!
Hast du den Weg gesehen, wie Messi gelaufen ist?
Hast du das gesehen?
Das ist Kunst.

MIT BEIDEN SÄHE MAN BESSER

So sieht ein Spiel aus, wenn Sie es mit dem *Messiblick* anschauen.

Die eine Sicht, der kollektivistische *Fünferkettenblick*, sieht Fußball als Mannschaftssport. *Elf Freunde sollt ihr sein*, lautet die moralische Maxime. Das Kollektiv bewegt sich als Organismus. Alle sind voneinander abhängig, alle sind aufeinander angewiesen. Jeder bringt sich gemäß seinen Fähigkeiten in genau definierten Rollen ein. Die Gesamtleistung ergibt sich aus der Passung der Spieler zueinander. Der Star ist die Mannschaft.

44

Die andere Sicht, der individualistische *Messiblick*, sieht Fußball als Ergebnis individueller Fähigkeiten, Entscheidungen und Handlungen. Es ist wie wenn man einen Western anschaut, Sie sehen Clint Eastwood alleine durch die Prärie reiten, und er macht sein Ding. Er schaut nur auf sich, schert sich nicht um die anderen. Fast schon ein wenig trotzig. Aber er bekommt es hin, er schafft es, er gewinnt.

Mit beiden Blicken können Sie auf jedes komplexe Geschehen schauen. Also auch auf ein Unternehmen, auf die ganze Wirtschaft oder auf eine komplette Gesellschaft. Beide Blicke sind gut und richtig, keiner von beiden ist besser als der andere, beide sind notwendig, um das Ganze zu verstehen.

Wenn ich mit dem *Messiblick* auf eine komplexe Situation schaue, dann sehe ich nicht die Passung zum Rest, dann sehe ich das Zusammenspiel aller nicht, dann sehe ich die großen Bewegungen des Kollektivkörpers nicht. Dann sehe ich nur das Vorgehen, nie das Folgen.

Wenn ich mit dem *Fünferkettenblick* daraufschaue, dann sehe ich nicht die einzelne Idee, die Genialität des Individuums, das Risiko des Einzelnen, die Verantwortung, die einer übernimmt, die Impulse, die er den anderen gibt. Dann sehe ich nur das Folgen. Nie das Vorgehen.

Ich finde beide Blicke gleichermaßen faszinierend. Nicht nur beim Fußball. Mich faszinieren Individuen, ihre individuelle Klasse, ihre Kreativität und Genialität, die individuellen Potenziale, die persönliche Entwicklung von Menschen. Und mich faszinieren genauso Kollektive, die sich wie gemeinschaftliche Lebewesen verhalten, ihre Stimmigkeit und Koordination, der gemeinsame Erfolg, der so groß ist, wie ihn kein Einzelner jemals erreichen könnte.

Um Komplexes zu verstehen, braucht es meines Erachtens immer beide Blicke. Individuum und Kollektiv sind zwei Seiten einer Medaille. Der Mensch ist beides: Einzelner und Gruppentier.

Und nun löst sich auch der scheinbare Widerspruch auf, den ich zu Beginn des Kapitels zusammengebaut habe: Die individuelle Freiheit nimmt gleichzeitig zu und ab, habe ich postuliert. Ja, sie nimmt zu, wenn Sie mit dem *Fünferkettenblick* darauf schauen: Im Wesentlichen bietet der technologische Fortschritt den Menschen vor Kurzem noch unglaubliche Freiheiten an: Mobilität, Kommunikation, Flexibilität, Multioptionalität. Und durch die technologisch getriebene allgemein zunehmende Produktivität auch immer mehr Zeit abseits der Arbeit, um die Freiheiten auch zu nutzen.

Wenn ich aber nun mit dem Messblick auf die um sich greifende Vergemeinschaftung von Kosten, Risiko und Verantwortung schaue, dann fühlt sich das beklemmend an. Denn dann gewinne ich den Eindruck, dass die einzelne Idee, die Bereitschaft des Einzelnen, Verantwortung zu übernehmen, die Genialität des Individuums überhaupt nicht mehr zum Tragen kommt. Dass sie keinen Freiraum mehr hat, ja, dass sie nicht

mehr geschätzt und nicht mehr gewollt wird. Dass nur noch gefolgt wird und keiner mehr vorangehen darf.

So kann eine Gesellschaft nichts mehr ausprobieren. So kann ein Volk nichts mehr dazulernen. So erstarrt ein Land. So wird gesellschaftlicher Fortschritt immer unwahrscheinlicher. So wird die Gesellschaft monotoner, gleichförmiger, überraschungsärmer. Die triumphale Freude des kindlichen Geistes, der etwas entdeckt hat, was andere nicht gesehen haben, geht verloren. Selbstvertrauen geht verloren.

Wenn Sie mich fragen: Die Balance hat sich in den letzten Jahren unmerklich verschoben und verschiebt sich weiter. Das Kollektiv und ihre Norm wird mächtiger, das Individuum wird ohnmächtiger. Sie erkennen das aber nur, wenn Sie nicht dauernd nur mit dem *Fünferkettenblick* auf die Gesellschaft schauen, sondern auch hin und wieder mit dem *Messiblick*.

46

Daher rührt ja mein missmutiges, bitteres Schraubzwingengefühl. Ich schaue mit dem Messiblick auf Politik und Gesellschaft und ärgere mich! Und zwar nicht nur so, wie ich mich ärgerte, wenn ich ins Camp Nou ginge und Messi nicht beim Spielen zuschauen dürfte. Es geht nicht nur um meine persönliche Freude am Individualismus, die ich mir nicht nehmen lassen möchte, sondern ich ärgere mich auch insbesondere darüber, dass auf diese Weise nichts mehr vorangeht. Diese ständige Auseinandersetzung über interne, selbst gesetzte Normen und gewünschte Verhaltensweisen, die aus dem Übergewicht des Kollektivs resultieren, diese ständig enger aufeinander zurückenden Leitplanken des politisch Korrekten, des noch Denk- und Sagbaren, diese kollektive Selbstbespiegelung, das alles geht mir gigantisch auf die Nerven. Weil all das keine Spielräume mehr lässt für neue Ideen, für gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, gesundheitlichen Fortschritt.

Gemeinsam könnten wir viel mehr schaffen, wenn wir nicht ständig an diesem »Gemeinsam« herumlaborieren würden, es nicht ständig so überbetonen würden, es nicht ständig übertrei-

ben würden mit dem Kollektivismus. Es ist wie ein Team das ständig über die gemeinsame Arbeit redet, anstatt zu arbeiten.

Und zum Voranschreiten gehört es nun mal, individuell scheitern zu dürfen. Ich möchte gefälligst auf die Schnauze fallen dürfen! Ich möchte die Freiheit haben, Unvernünftiges zu tun! Ich möchte mich ausbeuten dürfen!

Alles, was das Kollektiv als »schlecht« betrachtet, darf ich nicht. Dabei könnte aus dem vermeintlich »Schlechten« doch Gutes, ja, aus dem bewussten Konventionsbruch kann Großartiges erwachsen. Warum? Weil es schon immer so war, in der Menschheitsgeschichte! Genau daraus entspringt nun mal der Fortschritt!

Und jetzt frage ich mich, wie wir davon abgekommen sind. Wie kam es, dass dieser zwischen Messi und Fünferkette hin und her wechselnde Blick, diese eine gute Zeit lang schön austarierte Balance zwischen Individuum und Kollektiv abhandengekommen ist. Wie war denn das mit der individuellen Freiheit? Wie hat der Deal zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen bislang funktioniert und wo stehen wir jetzt?



ÜBER DEN AUTOR

Lars Vollmer hat etwas zu sagen. Und was er sagt, findet Gehör. Denn seine Kritik ist unverblümt, seine Thesen haben Relevanz, seine Ideen inspirieren.

Was ihn dabei antreibt, ist Fortschritt: gesellschaftlicher wie individueller. Über Missstände und ihre Ursachen aufzuklären, ist für Vollmer geradezu ein Reflex. Dabei nimmt er kein Blatt vor den Mund, weder auf der Bühne als Redner noch in seinen vielfältigen Publikationen wie z.B. dem Wirtschaftsbestseller »Zurück an die Arbeit« (2016).

Seine jahrelange Erfahrung als Unternehmer hat ihm zu einem so tiefgründigen Verständnis für unsere Wirtschaft und Gesellschaft verholfen, dass seine Meinung ebenso nötig wie weitsichtig erscheint.

242

Nachdem der promovierte Ingenieur und Honorarprofessor der Leibniz Universität Hannover seinen Fußabdruck in der Wirtschaft hinterlassen hat, setzt er heute zunehmend auch gesellschaftspolitische Impulse. Damit spricht er nicht nur vielen Menschen aus der Seele, sondern liefert stets substantielle Begründungsmodelle und Lösungsideen für eine modernere, aufgeklärtere und fortschrittlichere Gesellschaft.

Lars Vollmer, Jahrgang 1971, ist Gründer des Think-Tanks *intrinsicify*, dem größten deutschsprachigen Netzwerk für die neue Arbeitswelt und moderne Unternehmensführung. Er lebt in Barcelona, ist leidenschaftlicher Jazzpianist und Musikkenner, liebt Wortwitz, schlichtes Design und guten Kaffee.

Mehr über den Autor unter www.larsvollmer.com



